

# Die Gegenwart

Nr. 23

Berlin, den 8. Juni 1912.

41. Jahrgang  
Band 81.

Also sprach Harnack . .

Von

Heinrich Ilgenstein.

**D**ir leben im Zeichen religiöser Sehnsucht: Nach einer Zeit der Indifferenz, die zum großen Teil auf das Schuldkonto der Kirche kommt, geht durch die Menschheit ein neues Suchen.

Man ist sehr verschiedener Meinung darüber, wo heute, da das Dogmatische nur noch von einer immer kleiner werdenden Minorität festgehalten wird, der rechte Weg zu finden ist. Die einen sehen in der Religion eine so persönliche Angelegenheit des Menschen, daß sie es ablehnen, sich an neuen Zusammenschlüssen irgendwie zu beteiligen. Die anderen, die in der Staatskirche eine Heimat nicht mehr finden, schließen sich freireligiösen Gemeinden an oder treten wohl dem Monistenbund bei.

Dies letztere ist (meine ich) Nebensache. Gewiß, wir alle, die wir uns dem dualistischen Kirchen dogma, das einen äußeren Gott predigt, entwachsen fühlen, sind im eigentlichen Sinne des Wortes Monisten. Wir sind es, weil wir den Weltenschöpfer und sein Werk nicht mehr zu trennen vermögen — weil uns ein Glaube, der die Verleugnung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis zur Voraussetzung hat, als etwas Irreligiöses erscheint. Und weil wir dank der geleisteten Forscherarbeit alles Sein und Leben als eine große, uns beglückende Einheit empfinden, in der für irgendeine anbetungswürdige Willkür kein Raum ist.

Den Orthodoxen, die ehrlich an den „Gott von außen“ glauben, solange sie auch unsern Glauben respektieren, alle Freiheit der Welt! Aber, ob bewußt oder unbewußt, ob noch aus

äußerlichen Gründen tote Glieder der Staatskirche oder nicht, wir andern sind Monisten.

Es ist eine Geschmacksfrage und eine Frage der Politik, ob gegenüber den Unmähungen der in ihrer Machstellung bedrohten Staatskirche ein Monistenbund not tut oder nicht. Es gibt manchen, der gewiß nicht ohne Berechtigung auch hier so etwas wie den Anfang einer zukünftigen religiösen Unfreiheit vorausahnt. Jede Kirchenbildung trägt den Keim zum Papsttum in sich. Und daß auch der Monistenbund nicht frei von dogmatischen Tendenzen ist, beweist der allerdings wieder aufgegebene Versuch eines „monistischen Katechismus“.

Aber wie man auch darüber denken mag, ob hien oder drüben eingeschriebenes Mitglied oder ob (für mich in punkto Glauben und Religion das Natürlichste) überhaupt nicht organisiert: die Diskussion über das religiöse Suchen der Menschen heißt eine gewisse Würde des Stons. Die Orthodoxen sind unduldsame Fanatiker und hierin schon immer ein schlechtes Erziehungsbeispiel gewesen. Aber wie sehr auch angeblich Liberale mitunter an peinlich geräuschvoller Unduldsamkeit leiden und für das religiöse Empfinden anderer nur eitel Ueberhebung haben, das zeigt uns Berlins Univeritätskoryphäe, Herr Geheimrat Harnack, Professor der Theologie.

Es war auf dem evangelisch-sozialen Kongreß, der dieser Tage in der Kanonenstadt Essen tagte. Jeder, der die außerordentlich vernünftigen Ausführungen der Professoren von Wiese und Adolf Wagner bei dieser Gelegenheit gehört, wird gern anerkennen, daß es auch diesmal wieder eine durchaus würdige Veranstaltung war. Eine würdige Veranstaltung, die nur durch Geheimrat Harnack gestört wurde. Und in einer Weise gestört, gegen die jeder halbwegs Ge-

querer Afrikaß, die Eroberer der Lüfte werden mir dies bestätigen.

Statt uns mit neuen Nengsten zu belasten, sollten wir stets danach trachten, die Angst vor wirklichen und eingebildeten Gefahren, die uns eine falsche Erziehung mit auf den Lebensweg gegeben hat, zu überwinden. In dieser Beziehung wird gerade von den Aposteln der Abstinenz, die es nicht unterlassen können, bei jeder Gelegenheit ein Schreckgespenst an die Wand zu malen, entsetzlich gesündigt. Was soll der Mensch nicht alles beobachten, was unterlassen, um sich gesund und stark zu erhalten! Wenn es nach gewissen angstgeschwollenen Gesundheitsaposteln ginge, müßte sich jeder Mensch mindestens einmal im Jahre einer Schutzimpfung gegen Pocken, Syphilis, Tuberkulose, Alkoholismus und sonstwas unterziehen. Ueber das, was der Mensch essen und trinken soll, wie lange er arbeiten, wie lange er schlafen soll, über die „rationelle“ Zusammensetzung der Speisen, über die Flüssigkeitsmengen, die dem Körper zuträglich sind, gibt es „anerkannt“ wissenschaftliche Tabellen, die natürlich solange ihre Geltung behalten, bis eine noch gediegenere Ernährungstheorie aufgestellt ist. Wer sein Leben bis zur patriarchalischen Grenze ausdehnen will, der befolge gewissenhaft den Rat weiser Männer, der beobachte sich unausgesetzt von früh bis spät, der werde mit einem Wort ein Lebensautomat!

Vede und bleiern wäre ein Leben, das nach den Grundsätzen einer strengen Abstinenz geführt wird. Der Mensch muß darüber notwendig jeden höheren Schwung der Seele einbüßen und unrettbar dem Philisterium verfallen, das Goethe so herrlich in den „Sprüchen in Reimen“ charakterisiert:

Wer ist ein Philister?  
Ein hohler Darm.  
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt,  
Daß Gott erbarm'!

Vor diesem Angstgebilde mögen uns alle Götter Griechenlands bewahren. Darum fort mit der Abschreckungstheorie der Abstinenzler! Ein ganzer Kerl wird auch ohne das Gespenst der Verblödung und der Arterienverkalkung mit dem Alkohol fertig werden. Im Ueber-

maß genossen, kann selbst die gezuckerte Limonade dem Menschen gefährlich werden.

Ich formuliere meinen Standpunkt in der Alkoholfrage dahin: Abstinenz ist gut und empfehlenswert, insofern es sich um die Enthaltbarkeit vom fuselreichen ostelbischen Kartoffelschnaps handelt. Ein gutes alkoholisches Getränk — sei es Bier oder Wein — kann niemals die Gefahr eines chronischen Alkoholismus nach sich ziehen. Darum richte sich der Kampf nicht gegen den Alkohol an sich, sondern gegen die schlechten alkoholischen Getränke. Im übrigen ist es grausam und töricht, dem Volke jede Genußmöglichkeit zu nehmen und ihm den Genuß von gegorenen Getränken zu verweigern. Darum singe ich trotz aller Schwarzseherei: „Beherzigt Ergo bibamus!“



### Stefan George.

Eine Studie von Will Scheller.

Von den Kämpfern, welche der literarischen Gärungsperiode um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts als überragende und historisch gewordene Persönlichkeiten sich entrunnen haben, ist keiner so sehr von legendären Berichten über sein Wesen und Ziel umspunnen, wie der Mann des rheinischen Blutes, der deutsche Dichter Stefan George; über keinen schöpferischen Menschen in dieser Zeit sind so viele Anekdoten im Schwange, mit keinem Namen sind wie mit diesem so häufige und so verschiedene Deutungsversuche unternommen worden, und es ist ein nicht unzutreffendes Bild, wenn sich einer diesen Mann wie mit einer Palisade von Irrtümern umgeben vorstellt. Denn es ist unzweifelhaft an dem, daß alle, die nicht mit ganzem Herzen und vollem Bewußtsein dem einzigartigen Werke Georges einfach schauend und recht im Dasein sich hineinzugeben vermochten, ratlos Halt gemacht haben und noch immer Halt machen vor allerlei Fremdartigkeiten, gerade als ob es im Leben und in der Kunst immer nach der Weise des mittlern Maßes gehen sollte.

Die zweifellos ungeröhnliche Haltung, in welcher Stefan George allen Strömungen der Zeit gegenüber mit unerbittlicher Strenge beharrt, die Ordnung, nach welcher die Wandlungen seines persönlichen Ausdrucks in folge-

richtiger Symmetrie einander ablösen, die Konsequenz in allem, was von ihm ausgehend sich an andere wendet, brachte es mit sich, daß nun die Allgemeinheit ihrerseits eigensinnig blieb in ihrer Art, den nicht eben leicht zu begreifenden Sinn dieser Lebensleistung mit Schlagworten obenher abzutun. Der Dichter spricht selbst einmal von dieser schlechten Spiegelung:

Da galt ich für den salbentrunknen prinzen,  
Der sanft geschaukelt seine takte zählte  
In schlanker anmut oder kühler würde,  
In blasser erdenferner festlichkeit.  
Von einer ganzen jugend rauhen werken  
Ihr rietet nichts von qualen durch den sturm  
Nach höchstem first, von fährlich blutigen träumen.

Und wirklich ist selbst im Kreise derer, die sonst mit erfreulichem Verständnis den neuen Kräften gegenüberstehen, eine nicht wegzuleugnende Stimmung vorhanden, welche der Wärme sehr entbehrt und diesem Dichter kaum etwas anderes zukommen lassen möchte, als eine mißtönende Anerkennung seiner Fähigkeiten, soweit sie sich auf das Technische und Formale in der Kunst beziehen.

Allerdings beruht die gegenwärtige Wirkung seines Willens vornehmlich auf der allein von ihm erreichten Ausbildung der Kunst in Worten. „Das gebicht ist der höchste endgültige ausdruck eines geschehens, nicht wieder-gabe eines gedankens, sondern einer stimmung. Was in der malerei wirkt, ist verteilung, linie und farbe, in der dichtung: auswahl, maß und klang.“ Die Prägnanz einer solchen Regel deutet auf ein erhebliches Bewußtsein des Könnens und Wissens, und deshalb ist George geradezu als ein Lehrmeister der jungen Dichter anzusehen: er weiß genau, welche Mittel und wie sie anzuwenden sind, und zeigt es an seinem eigenen Werke lebensvoll und klar genug. So haben sich von Anfang an begeisterte Menschen um ihn geschart, und man sollte doch meinen, daß eine solche Hingabe der Persönlichkeit an einen bedeutenden Geist eher etwas sehr Schönes als etwas Belächelenswertes sei. Indessen wirkt der Wille Georges nicht nur in engem Kreise, sondern sein Beispiel und das seiner Anhänger hatte zur nächsten Folge, daß heutzutage von Dichtern kein salopper Vers mehr geschrieben wird, eine Folge, deren Ungeheuerlichkeit man erst verstehen kann, wenn man erwägt, welcher Zuchtlosigkeit des Ausdrucks die Schreibenden in Deutschland verfallen waren in der Zeit, in welcher George zu wirken begann.

Selbstzucht des Künstlers ist diejenige Eigenschaft, welche man diesem Dichter vor allem mit stärkerm oder geringerm Nachdruck zuerkannt hat, je nachdem der Beurteiler berufen oder weniger berufen war. Selbstzucht

des Künstlers ist aber mehr als Beherrschung der äußern Technik, ist jenes Lebensgefühl, welches das Menschliche im künstlerisch gehobenen Dasein nur als Mittel zum Ausdruck eines zeitlos wirkenden Wesens betrachtet. Dies Höchste, „führend über dem Gefühl zu stehen“, fühlen und dennoch beherrschen, beherrschen und dennoch empfinden, ist in den besten Gedichten von Stefan George unergleichlich lebhaft zu empfinden, und der Lauschende bemerkt es in dem melodischen Fluß der Verse ebensowohl wie in der absichtlich träumerischen Verschleierung des Gedanklichen. Was selbst nur ahnungsweise empfunden wird, darf auch nur ahnungsweise gesagt werden.

Die Gärten schließen.

Frühe nacht verwirrt die ebnen bahnen,  
Kalte traufe trübt die weither,  
Glückliche Apolle und Dianen  
Hüllen sich in nebselschleier.

Graue blätter wirbeln nach den gruffen.  
Dahlien levkojen rosen  
In erzwungenem orchester duften,  
Wollen schlaf bei weichen moosen.

Heiße monde flohen aus der pforte.  
Ward dein hoffen deine habe?  
Baust du immer noch auf ihre worte  
Pilger mit der hand am stabe?

Es läßt sich nicht gedanklich deuten, was im Innersten des Daseins wirkt und zur Aussprache drängt. Nur dem Dichter ist gegeben, die Rätsel, die sein Blut bewegen, rhythmisch zu gestalten, dem Lauf eben dieses Blutes gemäß. Es handelt sich nicht darum, daß die Dichter „verfälschte Bulletins ihres Wohlbefindens“ ausgeben, sondern darum, daß sie die Kraft, von welcher ihr Dasein gehoben ist, in die Gebilde der Kunst hineinwirken lassen und ihr persönliches Wesen auf diese Art sichtbar manifestieren. Inwieweit hierbei das Bewußtsein scheidet und auswählt, inwieweit das künstlerische Empfinden hierbei zu richten hat, ist persönliche Angelegenheit des Dichters, weil es von dem individuellen Charakter abhängt. Platen formte bewußt, weil er nicht anders konnte, Goethe war die Form gegeben in dem Augenblick, als er den Drang zur Aussprache empfand. Es ist immer der eigene Stern, welcher den Dichtern das klingende Gewand ihrer Gefühle bestimmt. Und es ist auch nicht mehr als das Schicksal eines öffentlichen Menschen, wenn George immer wieder als der Künstler des Formalen, als der leidenschaftlose Spieler mit Rhythmen und Reimen angesehen wird. Er hat solche Irrtümer nur zu gut geahnt, als er sich solange vor der Welt verschloß, und in dem Augenblick, als er vor die Öffentlichkeit hintrat, mußte er sich auch entscheiden: es gab nur ein Für und ein Gegen,

er mußte entweder dem Publikum huldigen und die Kunst kompromittieren oder der Kunst dienen und sich der Verfehlung und der Verlästerung aussetzen. Und er wählte den Weg der Dornen. Aber er konnte das mit gutem Gewissen tun, denn er war sich durchaus klar über sein Wesen und seine Kraft. Er sagte sich, daß „nichts was der Öffentlichkeit entgegenkommt auch nur den allergeringsten wert“ hat, und richtete seinen scharfen Blick in sein eigenes Inneres, wo er wichtigere Kräfte ihr Wesen treiben sah, als in der umgebenden Welt, einer Welt, aus welcher er zuweilen eine noch unverbrauchte Kraft zu sich entbieten konnte. Er sah in sich hinein und wurde sich klaren Auges bewußt der schöpferischen Vorgänge.

Auf der Stärke des empfindsamen Interesses, auf dieser Begeisterungsfähigkeit und Deutlichkeit der Gefühle beruht das Treibende. In dem Augenblick, in welchem die äußerste Reife des Gefühls mit dem geläuterten Fluß der Stimmung zusammentrifft, entsteht das Gedicht; dies zu wissen und zum herrschenden Bewußtsein zu erheben, ist das Kennzeichen des Meisters. Das folgende Gedicht gibt an, wie rein ein Gefühl und wie lebhaft bildsam eine Stimmung sein kann.

#### Der Freund der Fluren.

Kurz vor dem frührot sieht man in den fähren  
Ihn schreiten, in der hand die blanke lippe  
Und wägend greifen in die vollen ähren  
Die geben körner prüfend mit der lippe.

Dann sieht man zwischen reben ihn mit basten  
Die losen binden an die starken schäfte  
Die harten grünen herlinge belasten  
Und brechen einer ranke überkräfte.

Er schüttelt dann ob er dem wetter trutze  
Den jungen baum und mißt der wolken schieben  
Er gibt dem lieblich einen pfahl zum schutze  
Und lächelt ihm dem erste früchte trieben.

Er schöpft und gießt mit einem kürbisnapfe  
Er beugt sich oft die quecken auszuharken  
Und üppig blühen unter seinem stapfe  
Und reichend schwellen um ihn die gemarken.

In diesem Gedicht ist geradezu zu spüren, wie die Sonne aufgeht und das weite Land mit vollem Licht begnadet. Solch ein reifloses Ergreifen der gesamten Stimmung, solch ein schlackenloses Umschaffen des bewegten Empfindens zum festen Bild macht George zu dem mächtigsten Gestalter, den die Deutschen in der Lyrik überhaupt gehabt haben. Das bedeutet sehr viel, denn die Lyrik ist bekanntlich das wichtigste Element in der deutschen Literatur. Im Drama und im Roman sind andere Nationen den Deutschen voraus, aber das Lyrische ist nirgendwo so reich und voll zur Blüte gekommen wie in Deutschland. Stefan George

ist reiner Lyriker. Er geht nur einen Weg, und eben dies ist es, was ihm so oft verdacht wird, das bewußte Steigern des Empfindens bis zu der Höhe, wo es in seiner Hand zum strahlenden Gebilde der Kunst wird. Man glaubt, dabei könne nichts Natürliches herauskommen, aber das ist nur eine Begriffsverwirrung. Die Kunst gibt das innerste Wesen der Natur, die Symmetrie, die Form, das, was wirkend besteht. Und den Kern einer Stimmung zu erfassen und, wie er ist, hinzustellen — ist das etwas Unnatürliches? Nichts halb zu sagen, alles reiflos und ohne Vermischung mit Fremdem auszusprechen — ist das nicht ein treuer Dienst der Natur? Gewiß machen die Gedichte Georges zuerst einen vorwiegend kunstmäßigen Eindruck. Das kommt aber daher, daß die meisten Menschen entweder durch die schlechten Verse, die seit Heine gemacht werden, einen korrumpierten Geschmack bekommen haben oder infolge ihrer persönlichen Lebensführung einer primitivern Kost bedürftig sind. Nicht am Dichter liegt es in diesem Falle, wenn sich Menschen durch seine hohen Anforderungen entmutigt von ihm abwenden. Und doch gibt es Gedichte von ihm, die auch den Nützlichern beleben können. Man sage sich einmal dieses Gedicht her und lasse sich von ihm gefangen nehmen:

#### Rückkehr.

Ich fahre heim auf reichem kahne  
Das ziel erwacht im abendrot,  
Vom maste weht die weiße fahne,  
Wir übereilen manches boot.

Die alten ufer und gebäude  
Die alten glocken neu mir sind,  
Mit der verheißung neuer freude  
Bereden mich die winde lind.

Da taucht aus grünen wogenkämmen  
Ein wort, ein rosenes gesicht:  
Du wohntest lang bei fremden stämmen,  
Doch unsre liebe starb dir nicht.

Du fuhrest aus im morgengrauen  
Und als ob einen tag nur fern  
Begrüßen dich die wellenfrauen  
Die ufer und der erste stern.

Die Kraft und der Reichtum eines Empfindens, das sich so lebensvoll auszusprechen vermag, berechtigt zu der Annahme, daß die künstlerische Bewältigung des innern Daseins nicht die einzige Beschaffenheit ist, welche diesen Dichter zu einer solchen Höhe der Sichtbarkeit erhebt. Und in der Tat sind an George noch andere Eigenschaften festzustellen, die ihn alsbald, wenn man will, natürlicher, und die ihn vielleicht auch großzügiger und tiefer von Blick und Gestalt erscheinen lassen. Und so findet, wer nur ein wenig den Staub allzu vul-

gärer Betrachtungsweisen von sich schüttelt, so gleich eine Fülle von rühmlichen Adjektiven, mit denen er den Dichter angenehm belegen kann, wenn er denn dieses Bedürfnis durchaus befriedigen muß, er findet sogleich gegenüber der gewaltigen Meisterschaft des künstlerischen Menschen kleinere, lebenswürdige und weise Züge, die jenen auch dem flüchtigern Empfinden wert machen können. Hauptächlich zu bemerken und als ein besonders wichtiges Thema anzusehen ist da das Deutstum Georges, das von den ersten Büchern bis zu den neuesten Gedichten immer wieder im Ausdruck sowohl wie in der oft geradezu markigen Komposition und der schwerflüßigen Melancholie mancher Gehalte zu empfinden ist. Der Schwung, der den besten Gedichten Georges innewohnt, ist nicht südlisch — es kann mit Versen aus den „Hymnen“ so gut wie aus dem „Siebenten Ring“ beigelegt werden. Was er feiert, ob es einem Schmerz gilt oder einer Lust, es ist immer — Feier, aber in jenem getragenen Ton, der im Süden keine bleibende Stätte hat. Die Stimmung ist mächtig durch das Wort hindurch und bezaubert. George hat die deutsche Dichtung um Lieder bereichert, die von derselben Innigkeit besetzt sind wie andere, die wir von Goethe haben, aber nicht weniger als in ihnen ist in den Gedichten, die bewusste Kunstwerke sind, der Schwung herrschend, der, sei er leidenschaftlich, beschaulich oder, wie in dem folgenden Beispiel, resignierend, hinaus trägt über die Grenzen des individuellen Empfindens in das Allgemeine, der Glanz, der eigentlich nur dem germanischen und auch da vorwiegend dem deutschen Blute eigen ist. Das folgende Gedicht vermag es vielleicht, den Sinn dieser Sätze zu verdeutlichen.

Es lacht in dem steigenden Jahr dir  
Der Duft aus dem Garten noch leis.  
Plicht in dem flatternden Haar dir  
Eppich und ehrenpreis.

Die wehende Saat ist wie Gold noch,  
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich,  
Rosen begrüßen dich hold noch,  
Ward auch ihr Glanz etwas bleich.

Verschweigen wir, was uns verwehrt ist,  
Geloben wir glücklich zu sein  
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist  
Als noch ein Rundgang zu zwein.

Wen Verse wie diese nicht entzücken, für den werden Gedichte eben nicht geschrieben. Ein Vers von George ist nicht sanitären, religiösen oder politischen Zwecken dienstbar, indem er etwa das fränkliche Gemüt erheitern, den Glauben festigen oder den Staatsbürger begeistern soll. Die Kunst hat keinen andern Zweck, als die Bewegung des Natürlichen so

zu bannen, daß sie immer von neuem genießbar wird. Dieses Genießen ist allerdings keine gewöhnliche oder häufige Tugend, und es liegt ein Unterschied darin, einen Moderoman zu lesen oder ein Gedicht von Goethe zu erleben — denn das Kunstwerk will mit allen Sinnen erlebt werden, aber das Wissen die meisten nicht, weil ihnen Begriffe wie Hingabe und Uberschwang fremd sind. Weit entfernt davon, in der Literatur etwas anderes zu suchen als Unterhaltung, verschließt sich die Mehrheit der Lesenden allemal gegen das, was ihr nicht nach dem Munde redet. Deshalb ist natürlich Stefan George wie kein anderer immer nur für einzelne da, und wenn sein Name berühmt ist, so ist er es in den Kreisen derer, die den kritischen Verstand dazu haben, und in der weithin verstreuten Gemeinschaft derer, die das Empfinden dafür haben, also bei Menschen des Wissens und des schönen Geistes, die nicht vergessen, daß der Weg zum Herzen durch Ohr und Auge geht, wenn es sich um Dichtungen handelt, vor allem durch das Ohr, und daß man ein Gedicht laut lesen muß, wenn man seinen Sinn erfassen will.

Als George 1890 die „Hymnen“ erscheinen ließ, gab er zugleich zu verstehen, was ihm Wille und Ziel bedeuten. Er fand sofort überall Beachtung, und Georg Simmel veröffentlichte schon 1893 eine tiefeschürfende, psychologische Studie über den jungen Dichter, der damals gerade „Das Jahr der Seele“ herausgegeben hatte, dieses Buch, das so unaussprechlich reich ist an Stimmung und so berauschend in seinen Klängen. Hugo v. Hofmannsthal hat sein unvergängliches Gespräch über Gedichte von eben diesem Buche ausgehen lassen.

Heute steht George schon als Fertiger da, obgleich noch vieles von ihm zu erwarten ist. Die Gedichte im „Siebenten Ring“ zeugen von einer ungeminderten Glut im Innern dieses individuellen Daseins und besagen alle, daß der Dichter noch nicht am Ende seiner Bahn sich befindet. Und bei seinen Jahren läßt sich mit Zug erhoffen, daß er seine Höhe wiederum übersteigen wird . . . und es läßt sich behaupten, daß er im Geiste jünger ist als alle heutigen Dichter. Denn er wird in jedem Buch von neuem; im „Teppich des Lebens“ und in den „Liedern von Traum und Tod“ zeigt er die vollzogene Ueberwindung des Menschen, der er im „Jahr der Seele“ gewesen, und im „Siebenten Ring“ ist das gleiche Schauspiel zu erleben: stirb und werde. Und unter denjenigen, welche die jüngsten in den „Blättern für die Kunst“ abgedruckten Gedichte kennen, waltet kein Zweifel über die sonnenfrohe Zukunft des

Dichters George . . . . . Bekanntlich ist die Wirkung dieses Mannes nicht allein in seiner dichterischen Aeußerung gelegen, indem er lediglich als schaffender Künstler anzusehen wäre; seine Tätigkeit ist auch die des Erweckers und Führers, es haben sich um ihn, wie schon erwähnt, von Anfang an begeisterte Menschen geschart, die einen lebendigen Aufnahmeboden für seine Willensäußerungen bildeten. Dichter, Musiker und Maler stehen um ihn, und es finden sich Namen darunter, die heute einen hohen Klang haben. Von den Malern seien genannt Melchior Lechter und Ludwig v. Hofmann, von den Musikern Karl Hallwachs und Konrad Ansförge, von den Dichtern Max Dauthendey, Hugo von Hofmannsthal, Karl Vollmöller — die Abgesprengten —, und zu den Geliebten gehören vor allen Karl Wolfskehl und Friedrich Gundolf als die Getreuesten. Dieser Kreis der „Blätter für die Kunst“ ist ebenso wie seine Mitte oft ein Gegenstand geringschätziger Abneigung gewesen, weil man lediglich Anbeter und Schüler um einen Gewaltherrscher zu sehen vermochte. Indessen ist diese geistige Vereinigung belebt von einem natürlichen Prinzip der Entwicklung von innen unter der gemäßen Influenz der Außenwelt, und wenn die jungen Dichter es vorderhand verschmähen, Originale zu sein, so liegt darin eher eine weise Beschränkung als schwächliche Hingabe.

Die Existenz Georges bedarf keiner Rechtfertigung. Sein Bild ist zwar den meisten noch recht undeutlich, denn es gehört immerhin ein gewisser Aufwand von geistiger Mühe dazu, das Wesen dieses außerordentlichen Menschen und dasjenige seiner Wirkung zu erfassen. Aber der unererschöpfliche Reichtum seiner Werke sichert ihm für immer seinen erhobenen Platz in der Geschichte des deutschen Geistes, und wie er in dieser Zeit steht, ist er der mächtigste Beschützer der dichtenden Kunst als einer göttlichen Ueberlieferung. Wenn er sich scharf und unerbittlich gegen alles Mindere und Geringe wendet und seine Stimme erhebt in diesem Kampf, ist ihm zugleich das Bewußtsein inne, daß er es nicht umsonst tut. Stefan George hat von allen, die heute schaffen, den stärksten Glauben an eine große dichterische Zukunft, und dieser Glaube gibt ihm die Kraft seiner Haltung und seiner einsamen Gebärde.

Und der heut eifernde posaune bläst  
Und flüssig feuer schleudert weiß daß morgen  
Leicht alle schönheit kraft und größe steigt  
Aus eines knaben stillem flötenlied.



## Randbemerkungen.

### Die deutsche Lehrerversammlung.

Die beste und wirkungsvollste Waffe, die sich der Fortschritt geschmiedet, ist das Recht der Standesorganisation. Von den Gleichgültigen zuerst nur als betuliche Vereinsmeierei empfunden, von der heiligen Bürokratie auf jede Weise unterdrückt, fängt dies Recht, nach schweren Kämpfen unter den Schutz des Gesetzes gestellt, endlich an, wahrhaft befreiend zu wirken.

Die Regierung hat allzu lange in der neuen Idee, auf dem Wege der Standesorganisation ideelle und wirtschaftliche Reformarbeit zu leisten, so etwas wie „Umsturz und Revolution“ gesehen. Aber je öfter die modernen Standesparlamente der großen Beamtenorganisationen zusammentreten, je mehr dürften sich die leitenden Männer davon überzeugen, daß es nur die gerechten Forderungen des Lebens und nicht disziplinwidrige Auflehnungen sind, die hier nach einem Ausdruck meist sehr ideeller Ziele ringen.

Wie stark diese Beamtenorganisationen heute bereits sind, das hat in der letzten Woche der „Deutsche Lehrertag“ in Berlin bewiesen. Achttausend Jugendbildner aus allen Gauen Deutschlands waren zusammengeströmt, um sich, endlich von den Agrariern lernend, im Berliner Zirkus Schumann, zu einem Standesparlament zusammenzufinden, wie es die junge Geschichte der modernen Beamtenbewegung noch nicht gesehen.

Derjenige, der im Verbandsleben des eigenen Standes die Mühen einer solchen Kongressvorbereitung zu studieren Gelegenheit hatte, sieht schon in der organisatorischen Vorarbeit, die hier geleistet ward, einen schönen Beweis für den starken Kulturwillen der deutschen Lehrerschaft. Er sieht, daß es lächerlich ist, von Neigung zur Disziplinwidrigkeit zu reden, wenn die Selbstdisziplin eine so glatte Abwicklung eines so vielgestaltigen Programms ermöglichte. Er empfindet, daß es absurd ist, hier womöglich von „Verärgerten“ zu reden, wenn bei gleichzeitigem Ausdruck dessen, was man gern erreichen möchte, so viel Raum und so viel Liebe für die Darbietung künstlerischer Genüsse vorhanden war.

Und dazu die Ausführungen selbst! Gewiß, unsere Volkserzieher sind Gott sei Dank keine wunschlos dahindämmernenden Existenzen. Sie wollen, wie jeder andere Stand, vorwärts. Wer von Staat und Stadt mit dem schwersten und verantwortlichsten Menschenamt betraut wird, hat ein Recht darauf, unter den andern